

Gene Wolfe: „Frieden“

Der delirierende Planet Amerika

Von Maximilian Mengerlinghaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 30.06.2025

Dieser Roman gibt Rätsel auf: Gene Wolfes grandioses Frühwerk „Frieden“ von 1975 ist eine verschachtelte Geistergeschichte aus dem Mittleren Westen. Eine herausfordernde Lektüre, die die Mühen allerdings belohnt.

Geht ein mittelalter Mann zum Arzt und sagt: ‚Doktor, ich hatte einen Schlaganfall.‘ Der behandelnde Arzt checkt den Herren durch, doch kann er keinerlei Indizien für einen Infarkt finden. Dennoch lässt der Mann sich nicht von seiner Selbstdiagnose abbringen und präzisiert: Noch hätte er den Schlaganfall zwar nicht gehabt, das stimme, aber er werde ihn haben, in der Zukunft, wenn der Arzt – der ihn jetzt einigermaßen entgeistert anstarrt – lange schon tot ist. Um sich medizinischen Rat zu holen, sei der Mann in seine Erinnerungen abgetaucht und habe von dort den verblichenen Doktor heraufbeschworen. In der wirklichen Welt sitze er gerade schreibend in einer Art Kaminzimmer und versuche sich raumzeitlich zu orientieren. Ein von jeder Menschenseele verlassener Greis namens Alden Dennis Weer.

„Wenn der Wind draußen weht, wenn er in dem Kamin aus Feldsteinen stöhnt, den ich zur Zierde habe errichten lassen, in Dachrinnen und Gitterwerk und Traufen und Zierleisten und Spalieren heult, weiß ich, während ich vor meinem kleinen Feuer sitze, dass dieser Planet Amerika, der sich um sich selbst dreht, lediglich im Abseits steht, an der Peripherie, an den Rändern einer grenzenlosen Galaxis, und schwindelerregend seine Kreise zieht. [...] Manchmal glaube ich, riesige Gesichter zu sehen, die sich zwischen den Sternen herabbeugen, um durch meine beiden Fenster zu blicken, zarte goldene Gesichter, von Mitleid und Staunen berührt; und dann erhebe ich mich aus meinem Sessel und hinke zu der wenig soliden Tür, und da ist nichts“.

Geisterstunde im Mittleren Westen

Früher einmal erstreckte sich hinter der Schwelle Cassionsville. Ein Städtchen das untrennbar mit dem Schicksal des seltsamen Mr. Weer verbunden war. All seine Erinnerungsfragmente entstammen diesem Ort:

Gene Wolfe

Frieden

Aus dem amerikanischen Englisch
von Hannes Riffel

Carcosa Verlag, Wittenberge

312 Seiten

24 Euro

„Cassionsville liegt am Kanakessee River. Das Tal ist nach Westen hin offen, für den Mittleren Westen typisches Schwemmland, wo hundert Morgen genügen, um eine Familie auskömmlich zu ernähren. Im Osten, wo der Fluss schmaler und schneller ist, wird das Land immer steiniger und die Höfe (erstaunlicherweise) kleiner und ärmer, mit mehr Vieh und mehr Gehölzen und weniger Feldern. Die Friedhöfe sind, wie mir oft aufgefallen ist, im Osten älter, denn die ersten Siedler kamen aus dieser Richtung, und die ärmsten Höfe gehören oft den ältesten Familien“.

Wir befinden uns also irgendwo im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten, irgendwann im voranschreitenden 20. Jahrhundert, da versucht Mr. Weer die unfügsamen Puzzleteile seiner Biographie zu ordnen. Seine losen Gedächtnisfetzen führen zurück bis in die Kindheit, zeigen ihn dann wieder als gestandenen Geschäftsführer einer Orangensaftfabrik. Es geht sprunghaft zu, Haupt- und Nebenhandlungen lassen sich nicht voneinander trennen. Eindrucksvoll demonstriert Gene Wolfes Roman „Frieden“, was den Autor aus dem Feld der phantastischen Literatur hervorhebt – und zwar sein Stilwille und die narrative Risikofreude.

Vexierspiel aus verschachtelten Geschichten

Wolfe ist kein schludriger Ideenfabrikant, sondern ein bedachter Wortarbeiter. Sein Frühwerk „Frieden“ ist ein Vexierspiel aus zig miteinander verschachtelten Geschichten, die im Kern alle um den geheimnisvollen Schwebezustand von Alden Dennis Weer kreisen. Die Episodenhaftigkeit erinnert nicht rein zufällig an mittelalterliche Epik oder Boccaccios „Decamerone“. Mit den Zeitebenen wechseln auch die verschiedenen Erzähler; wer gerade das Wort hat, wird nicht immer gleich klar. So etwa in einer Fabel, die Hannah, die Köchin von Weers Großmutter, als kleines Mädchen aufschnappte, und dann Jahrzehnte später auf einem Familienfest zum Besten gibt, während der Knabe Alden gebannt lauscht:

„Nun, es war einmal ‘n armer Junge, der hieß Jack, und er liebte ein Mädchen namens Molly; aber Mollys Vater wollte nich’, dass sie heirateten, weil Jack nichts besaß, was er zur Hochzeit hätte bringen können, außer seinen beiden Händen und ‘nem Lächeln; aber er war ‘n kräftiger, ansehnlicher Bursche, der vor nichts Angst hatte, und alle in der Gegend mochten ihn. Nun, Mollys Vater grübelte und überlegte, wie er ihn loswerden konnte, aber Jack traute sich nich’, ihn in den Brunnen zu werfen, denn er war zu stark, und außerdem befürchtete er, dass sie ihn dann aufknüpfen würden. Jedenfalls, sein Hof war so groß, da gab’s das unterschiedlichste Land.“

Vom Märchen zum Horror

In einem gottverlassenen Winkel dieser Ländereien steht eine aus Stein errichtete Scheune, darin spukt eine Todesfee. Was märchenhaft ansetzt, kippt bald um in Horror. Stück für Stück formiert sich eine Mythologie des Mittleren Westens, die auf dem Aberglauben fußt. Dabei bedient sich Wolfe im Geschichtenrepertoire der unterschiedlichsten Kulturkreise, von Irland über den Orient bis ins alte China. Nicht selten sparen die eingeflochtenen Stories ihr Ende aus oder verschleppen es, um an späterer Stelle die noch offenen Fragen ganz beiläufig zu klären. Das längste und vielleicht merkwürdigste Intermezzo ist das über den Apotheker Mr. Tilly, der allmählich versteinert. Er fühlt sich von einem Geist heimgesucht, der ihn schleichend vergiftet. Ausgerechnet mit seiner eigenen Tinktur, denn Tilly ist ein Quacksalber, dessen Mittelchen seine Kunden in Zirkusfreaks verwandeln.

„Die Frau führte mich in ein kleines Zelt, das nicht größer war als von dem Sofa dort bis zum Kamin. [...] Auf einer Pritsche lag ein kleiner Junge, der wohl vier Jahre alt sein mochte. Als wir das Zelt betraten, rührte er sich nicht und sagte auch kein Wort, und als ich seinen Arm berührte, war dieser kalt, sodass ich ihn erst für tot hielt; aber ich hob ihn hoch und sah, wie er die Augen verdrehte, und dann spürte ich, dass er noch atmete. ‚Das kommt von der Haarmedizin‘, sagte die Frau. ‚Wir möchten einen Hundejungen aus ihm machen.‘“

„Frieden“ ist eine delirierende Schnitzeljagd durch die Randbereiche von Traum und Realität. Wer den im Januar verstorbenen Regisseur David Lynch schmerzlich vermisst, der greife zu Gene Wolfe. In manchen Motiven wirkt „Frieden“ gar wie eine Blaupause zur Kultserie „Twin Peaks“. Ob Lynch den Roman kannte, sei dahingestellt. Unbestritten ist dagegen, dass Gene Wolfes Werk eine Renaissance verdient.